

Freiligrath. Lenau. Bedliß u. A.



rühre Beurtheiler der Freiligrath'schen Poesie haben es theilweis als einen Mangel an guten Geschmack beklagt, daß man an diesen wilden fremdländischen Schöpfungen seiner Muse Gefallen finden könne, theils ihr Gedauern darüber ausgesprochen, daß das Vaterland so arm an geistiger Bewegung, an wahrhaften Interessen sei, daß der Dichter zu der Ferne, zu den Eigenthümlichkeiten fremder Länder seine Zuflucht nehmen müsse, um dort für seine wildglühende Phantasie Stoff und Nahrung zu finden: — In der That versehen uns die Gedichte Freiligrath's in eine andere Welt. Er führt uns in ferne Länder, in die endlosen Sandwüsten Afrika's, in die Steppen und Urwälder der neuen Welt, die Erde thut sich auf vor unsern bangenden Blicken, und das Meer mit seinen Wundern, bald bis zum Grunde aufgewühlt vom tobenden Seesturm, bald ein klarer leichtgekräuselter Spiegel, über den die Galere aus Algier hinsiegt, breitet sich vor unsern flammenden Augen aus. Aber mitten unter allen diesen Wundern der fremden Zonen ist eine unendliche Sehnsucht, eine schwermüthige Küderinnerung an die Heimath und das Vaterland eine stete Begleiterin des Dichters. Zwar oft genug sehnt er sich auch fort, aus der ihm gleichgültig, ja sogar verhasst gewordenen Umgebung, aus einem Lande und einer Gesellschaft, die ihm das zu bieten nicht vermag, was sein übervolles Herz sucht:

Ich irre auf mitternächtlicher Küste;
Der Norden, ach! ist kalt und Flug.
Ich wollt' ich säng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Fingstes Bug.

Dann aber mitten im Treiben der lustigen Jagd gewahrt er einen Indianer auf langmähigem Kofse, der die Jäger mit neugierigen Blicken ansaunt, und dann flüchtig bei ihnen vorüberjagt, um seine Hütte zu erreichen, wo Weib und Kind ihn erwarten. Und bei diesem Anblick beschleicht ihn wieder der Gedanke an sein eignes Elend in dessen ganzer Trostlosigkeit, so daß er dem Davoneilenden jurust:

Du aber wirft an deinen Heerd dich setzen,
Und deine Gattin mit der Ferne Bildern
Und mit den Wundern deiner Jüge legen,
Vielleicht die Jäger auch im Strome schildern;

Die jetzt erreichen triefend das Gestade:
Zieh da die Grasbahn, die dein Noth gegangen!
Wohl sind' ich Hütten, folg' ich diesem Pfade —
Doch, ach! wie dich wird keine mich empfangen!

Unfähig diese Herrlichkeit seines Herzens zu überwältigen, flüchtete somit Freiligrath's Muse anstatt hoch den Kampf mit dem ihr feindseligen Princip der Zeit aufzunehmen, in die Ferne, um in der Einsamkeit der Wüste, oder unter den fremden Sitten fremder Völker das Weh zu vergeffen, welches ihn aus der Heimath vertrieb, aber wie einst Kafapelle, la liberté de deux mondes, an dem Hufen der amerikanischen Freiheit sich für den Kampf gegen die Sklavenketten, die das Vaterland drückten, begeisterte, so ist auch Freiligrath's markige Poesie kräftiger als je zu diesem ehrenwerthen Kampfe zurückgekehrt. Während er früher, als er im Lande lebte, sich in die Ferne sehnte, so ist jetzt, wo die ehrenwerthesten Verhältnisse ihn dazu zwangen, sein Vaterland zu verlassen, doch sein Geist demselben verblieben und seine Muse eine begeisterte Kämpferin für die Wahrheit und für die Rechte seines Volkes geworden. Und daß er nicht in diesen gewöhnlichen Fehler so vieler neuerer Dichter dieser Art verfallen ist, diese Muse zu einer Zeitungsschreiberin zu machen und über jedes politische Ereigniß in einem paar magerer dürftiger Verse zu spötteln oder zu klagen, davor hat ihn sein ächt poetisches Gemüth bewahrt, das einer solchen Verirrung nicht fähig ist.

Eine besondere Eigenhümlichkeit Freiligrath's, welche ihn noch ohnehin einen ganz eigenhümlichen Standpunkt in der deutschen Literatur anweist, ist sein Bestreben sich der Form überall zu unterwerfen, und durch seine kühne Behandlung sie auch zu dem oft scheinbar Unmöglichem zu zwingen. Während Rückert, Platen und Andere jederzeit Gedanken und Darstellungen in die vollständigste Harmonie zu bringen suchten und daher immer solche Formen wählten oder selbst schufen, welche dem darzustellenden Gedanken von Natur entsprechen, sucht Freiligrath mitunter fast absichtlich solche Formen auf, die dem Gedanken an und für sich widerstreben. Auch bindet er sich dann nicht an die allergebrachte Behandlungsweise der von ihm gewählten Form, er giebt ihr vielmehr einen ganz neuen Schwung, und reißt sie aus ihrer pedantischen Schaglichkeit zu den heftigsten Bewegungen. Diese Eigenhümlichkeit hat er selbst am Treffendsten in seinem schönen Gedichte „der Alexandriner“ vortrefflich gezeichnet, und das Rechte Gewagte in Ausdruck, Sprachbau, Reim und Stoff, welchem er überall den Vorzug giebt, ist allerdings am besten dem Kammenthier aus Alexandria zu vergleichen, das Springreim und Gebiß zerbricht, und wichernd über den Felsenriff der Sinai feht, mag auch sein Hufhaar darob bluten.

Ueber die Lebensverhältnisse Freiligrath's fügen wir nur die folgende Notiz hinzu: Im Jahre 1810 in Detmold geboren, widmete er sich zunächst dem Kaufmannsstande, und lebte einige Zeit lang in Amsterdam, von wo aus er wieder nach Deutschland zurückkehrte. Verhältnisse, durch Meinungen und Ansichten hervorgerufen, die schon so manchem deutschen Schriftsteller veranlaßten, sein Vaterland mit dem Rücken anzusehen, waren auch bei ihm der Grund, abermals Deutschland zu verlassen und sich nach England zu begeben, wo er bis jetzt noch lebt.

Gewissermaßen mit Freiligrath, sowohl hinsichtlich seiner innern Anschauung, als auch in der äußeren Form verwandt, ist Nicolaus Lenau. Er trat zuerst in jener Zeit als Dichter auf,

in welcher ein seiner eignen Nation nahe verwandtes Volk, die Polen, einen ihrer letzten unglücklichen Versuche machten, das Joch der Fremdherrschaft von ihrem Nacken zu wälzen. Wie bei Anaschius Grün, so waltet auch in ihm ein glühendes Gefühl für die Freiheit in allen seinen Gesängen vor, das sich eben am reichsten und schönsten in seinen Polenliedern documentirt. Er schildert uns in diesen Liedern diese unglückliche Nation, wie sie sich zu dem Kampfe für die Freiheit rüstet, diesen Kampf selbst, und ihr Unterliegen, das mit Sterbenden bedeckte Schlachtfeld, die Sucht der Ackerlebenden, ihr Umherirren unter fremden Völkern, wo sie vergebens das Schicksal ihres unglücklichen Vaterlandes zu vergessen suchen. Der Eine treibt sich auf der Niermischen wilden See umher, der Andere im Sande der arabischen Wüste, wo ihn, eingeschlummert die Seduinen finden, und wo selbst diese wilden Völkerstämme ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Namen empfinden, dessen Antlitz und Stirn mit jenen Narben geziert ist, die er bei Ostrolenka empfangen. In der „nächtlichen Fahrt“ sieht der Wogwode bewegungslos im Schlitten, welchen die Wölfe verfolgen und sein treuer Kutscher treibt die Pferde an, nur um den Leichnam seines Herrn zu retten, denn dieser ist todt, im Duell von seinem Todfeind, einem Russen erschossen. — And an das ganze schaurige Bild knüpft er die folgenden Verse:

Der Wind erwacht und raffelt an der Fähr,
 Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
 Im Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
 Den Wolfenmantel zu, als ob ihn fahre. —

Das mahnt uns an die Treue meines Baren,
 Der gerne mücht' in winternächtigen Stunden
 Das Ruhmes Glöcklein an sein Ross gebunden
 Das todt e Polen durch die Heide fahren.

So ist es wohl erklärlich, daß in Nicolaus Lenau auch nicht die entschiedene Hoffnung auf eine bessere Zeit vorherrscht, wie wir dieselbe z. B. bei Anaschius Grün finden, obwohl er mitunter, wenn er seines eignen Vaterlandes, Ungarns denkt, ein freudiger Stolz in ihm rege wird von diesem kräftigen Volk abzustammen, welches in so manchen Kämpfen und durch so viele Jahrhunderte seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Nur für eine ferne Zukunft wagt er noch zu hoffen, und diese Hoffnung selbst entkeimt bei ihm nur aus dem Anblick des Elends.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
 Da bringt Frühvögelchen mir ein bettelnd Kind.
 Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
 Des Frühlings mir das Elend bringen muß.
 Und doch der schönen Tage liebes Pfand
 Ist mir noch werther aus des Unglücks Band.
 So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
 Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

Von größeren poetischen Werken Lenau's müssen wir hier noch seinen „Faust“ und „Savonarola“ erwähnen, die indessen fast überall nur dieselbe Gemüthsstimmung und Serrissenheit des Dichters bekunden, die wir stets in seinen Gedichten finden; indessen erlaubt es der beschränkte Raum unsers Werkes nicht, näher auf diese oft hart gelabelten aber doch an poetischen Schönheiten so reichen Schöpfungen einzugehen.

Geboren wurde Nicolaus Lenau am 13. August 1802 zu Esalad in Ungarn, doch ist dieser Name nur ein angenommener, sein wirklicher, Nicolaus Niembsh von Strehlenau. Er studierte zuerst in Wien Philosophie, dann die Rechte und widmete sich endlich der Medicin ohne indessen dieselbe practisch zu betreiben. Im Jahre 1832 reiste er nach Nord-Amerika, und von da nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er theils in Jsohl, theils in Wien, theils besand er sich auf Reisen, bis ihn endlich jenes unglückliche Schicksal traf, welches allen Freunden seiner Muse, und es dürften in Deutschland Wenige sein, die das nicht wären, zu bekannt ist, als daß wir noch etwas

Näheres darüber berichten sollen. Er wurde im Jahre 1846 wahnsinnig und leider haben selbst die geschicktesten Aerzte die traurige Erklärung gegeben, daß dieser Zustand wohl unheilbar sein dürfte.

Indem wir hier leider noch einmal an die uns angewiesene für den Stoff leider zu geringe Ausdehnung dieses Werkes erinnern müssen, sei es uns gegönnt, in diesem Abschnitt auch noch anderer süddeutscher Dichter zu erwähnen, obwohl dieselben vielleicht einen andern Platz verdient haben dürften. Da ist zunächst Joseph Christian Freiherr von Sedlitz, geboren i. J. 1790 zu Johannisberg in Oesterreich. Er trat in den Soldatenstand, machte den Krieg von 1813 mit, und lebt seit dieser Zeit in Wien. Als Dichter der „Todtenkränze“ und des so allgemein bekannten Gedichtes „die nächtliche Hirschau“ behauptet er einen ehrenvollen Platz auf dem deutschen Parnass, wenn er sich seitdem auch wenig productiv gezeigt hat.

Neben ihm nennen wir hier Johann Gabriel Seidl, geboren den 20. Januar 1804 in Wien. Er studirte in seiner Vaterstadt die Rechte, wurde 1830 Professor am Gymnasium zu Cilly in Steyermark und im Jahre 1840 Custos des Münz- und Antiken-Kabinetts in Wien. Mit einer glücklichen Productivität begabt, beherrscht dieser Dichter jeder Zeit seinen Stoff mit der größten Leichtigkeit, und eine ebenso klare als gemüthliche Darstellung, hat ihm und seinen Dichtungen viele Freunde verschafft.

Ferner nennen wir hier Karl Egon Ebert den 5. Juny 1801 in Prag geboren. Er studirte auf eben dieser Universität und wurde späterhin fürstlich fürstenbergischer Archivar und Bibliothekar. Seine Balladen und Romane sind von seltener Kraft, so daß sie sich den Bürgerstücken nahe anschließen und den Dichter vortheilhaft unter jener Menge von Nachahmern in diesem Gebiete der Poesie auszeichnen.



Lüwenritt.

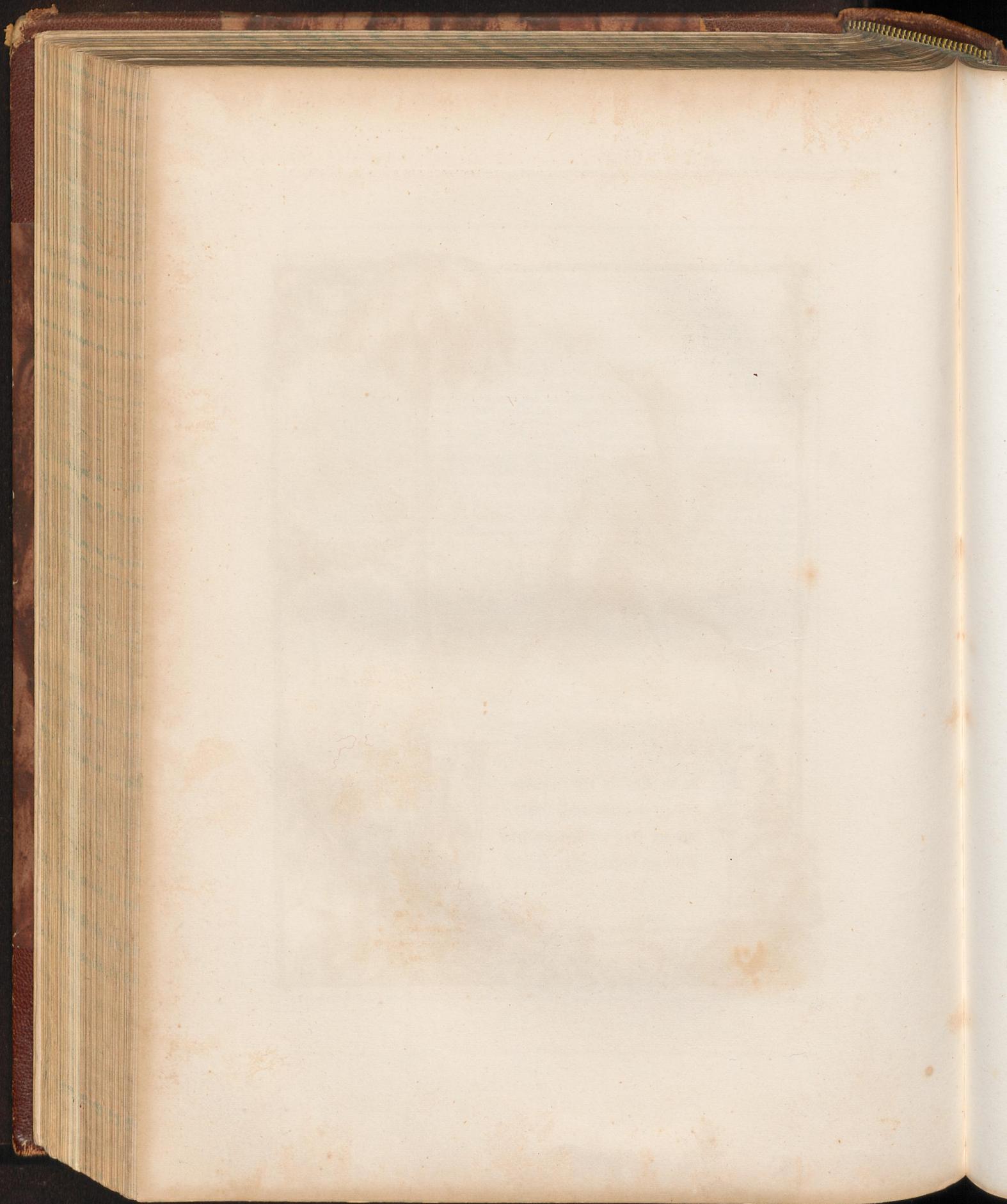
v. Freiligrath.



In die Muskeln des Genickes
Schlägt er gierig seine Zähne,
Am den Bug des Riesensperdes
Weht des Reiters gelbe Mähne.

gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp.



Ferdinand Freiligrath.

Löwenritt.



König ist der Löwe; will
er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem
hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, fauert
er im Rohre;
Zitternd über dem Gewaltigen rauscht das
Laub der Sycamore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrate,
Wenn des jähen Tafelberges bunte wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffir einsam schweift
durch die Karren,
Wenn im Busch die Antelope schlummert, und am
Strom das Onu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste
die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße
schlafe
Zunge fühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte
Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlamm-
gefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre, mit Gebrüll auf
ihren Klaffen
Springt der Löwe; welch ein Reiterpferd! sah man
reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg
liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere
Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genicks schlägt er gierig
seine Zähne;
Um den Bug des Riesenspferdes weht des Reiters
gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es
auf und steigt gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardel-
haut vereinigt.

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit
den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen: ries-
selnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen
Blutes Tropfen,
Und das Herz des flüchtigen Thieres hört die stille
Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im
Lande Yemen
führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler,
luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem
Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt
er durch die Klüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweißerin der
Grüste;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hüden
räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grau-
senvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Ge-
bieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Siges bunte Polster
rigen,
Raslos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die
Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und
kein Schlagen.

Kaumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin,
und röchelt leise.
Tobt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das
Ross des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man
Fröhlich glänzen;
So durchsprengt der Thiere König nächstlich seines
Reiches Gränzen.

Anno Domini . . . ?



Hört mich, Kleingläubige! — wie vormals
im Gefilde
Der Marne bei Chalons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden ließ mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengst, daß an dem dichten
Schweife
Er galoppirend sie durchs Frankenslager schleife,
Der Sohn des Childebrich, der andre Chlotar;

Der Hengst riß wiehern aus; die Hinterhufe
schlugen
Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellte Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die spigen Steine tranken
Ihr königliches Blut, und schauernd sahn die
Franken
Chlotars, des Fürnenben, erschrecklich Strafgericht;

Leht auf ihr Antlitz, das blutrünst'ge, fiel der
rothen
Wachfeuer Blut, die da vor jedem Zelte lohten;
Leht wusch mit eis'gem Guß den Staub von ihrer
Stirn
Ein Arm des Marnestroms; weit vorgequollen
stierte
Ihr Aug', und das Kameel, drauf man sie Morgens
führte
Durch's ganze Heer, ward jetzt bespritzt von ihrem
Hirn;

So wird dereinst, hört mich, Ihr Kalten und
Verständ'gen,
Der Herr ein feurig Ross, das flammend in un-
händ'gen

Courbetten schießt durch den Abgrund des Raumes
hin,
Den feurigsten von den Kometen wird er senden,
Und wird an dessen Schweif mit seines Hornes
Händen
Die Erde fesseln, die beharte Sünderin.

Aus ihrer Bahn, die sie slavisch hat wandeln
müssen
Vom Anbeginn, wird sie durch seine Kraft ge-
rissen;
Sie muß ihm folgen als Erabant; tief in den
Raum
Schleift er sie mit sich fort; er schnaubt, und
Funken sprühen
Durch's All; sein Schweif durchweht es stolz, denn
mit sich ziehen
Die Erde darf er — Gott verhängte seinen Zaum.

Wer hält den Rasenden? — Die Sonne tritt
zurück,
Und steht zuletzt so fern, daß sie nicht eines Blicks
Wehr sichtbar ist; dann wird es kalt und finster
sein,
Und je zuweilen nur, wenn sie den Gränzen neuer
Entfernter Sonnen nahn, wird, wie des Lagers
Feuer
Dem Antlitz der Brunhild, so dieser Sonnen
Schein

Dem zuckenden Gesicht der Erde, der halbtodten,
Ein flackernd, gräßlich Licht zuwerfen; im blut-
rothen
Gewande steht alsdann der Himmel; siedend zischt

Die See. Vorüber schließt der Wilde, von der Hitze
Gejagt. Nacht folgt auf's Neu dem momentanen
Blitze;
Schwarz wird die Erde, gleich der Kohle, die er-
lischt,

Und hebt vor Kälte; bis, wenn lange Zeit ver-
rennen,

Sie wieder Deine Glut fühlst, mildeste der Sonnen,
Einst ihre Mutter Du! Bei Deinem ersten Strahl
Zuckt sie vor Lust; das Eis zerschmilzt, die Quellen
rinnen,

Wie Freudenthränen; doch zum andern Mal von
hinne

Reißt sie das Flammenroß, und neu wird ihre
Dual,

Doch endlich wird geleert sein Deines Hornes
Schale,

O Herr! — Du winkst! — sie brennt! sie glüht
zum ersten Male

In eigenem Licht, doch ist es eines Dächtes Brand
Der sich durch Glühn verzehrt. Die Schöpfung
sieht mit Staunen

Das Sterben einer Welt; alsdann hört man Po-
saunen,

Und die Wagschale schwebt in des Weltrichters
Hand.

Ein Flammengürtel blüht und walt von Pol zu
Pole,

Die Berge stürzen sich mit Fischen in die Soole
Des Meers; bis an den Mond weht Lohe, Schaum
und Rauch,

Und — doch, dann will ich mich empor im Grabe
richten,

Und will, wenn ich es kann, dies Lied zu Ende
dichten —

Ich zittere; mit der Hand bedeck' ich Stirn' und
Aug'.

Johannes Gabriel Seidl.

Das Glöcklein des Glückes.



er König lag am Tode; da rief er seinen
Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen, und wies ihn auf
den Thron;
„Mein Sohn,“ so sprach er zitternd, — „mein
Sohn, den laß ich Dir;
Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein
Wert von mir:

Du denkst Dir wohl die Erde noch als ein Haus
der Luft;
Mein Sohn, das ist nicht also; — sei dessen früh
bewußt,

Nach Sichern zählet das Unglück, nach Tropfen zählet
das Glück: —
Ich geb' in Tausend Sichern zwei Tropfen kaum
zurück!“

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn
begriff ihn nicht:

Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maien-
licht.

Zu Throne sitzt er lächelnd; beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düsterm Geiste
war.

Und auf das Dach des Hauses grad über seinem
Saal,
Worin er schläft und sinnet, und sitzt am frohen
Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silber-
Klang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's fund im
Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn emp-
fand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein
Tag entfliehn,
In dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte
ziehen.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haut emper;
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen
Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und
licht: —
Da zuckt ihm was durch's Saure, das Seil berührt
er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freunds-
schaft, hin:
„Ansläuten,“ ruft er, „will ich's, wie hoch be-
glückt ich bin!“
Da kreucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder
spricht, als weint:
„Herr, den Du Freund geheissen, verrieth Dich,
wie ein — Feind!“

Einst steigt er, voll des Glückes erhörter Lieb',
herein;
„Mein Glück, mein Glück,“ so ruft er, „muß
ausgeläutet sein!“
Da kommt sein blasser Kanzler, und murmelt bang
und säu:
„Herr, blüht denn auch dem König hienieden
keine Tren?“

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein
Land,
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von
Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen, und drüber
Gottes Luft!

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehen, will
läuten — sich!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm
auf's Knie.

„Herr König, siehst Du drüben den Rauch, den
Brand, den Strahl?
So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn
Stahl!“

„Ha, freche Räuber!“ donnert der Fürst in
wildem Glühn,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen
ziehen.

Schon bleichen seine Haare; vor Duden wird
er schwach,
Und stets noch schweigt das Glöcklein auf seines
Hauses Dach,
Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die
Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinauf
gehängt. —

Doch als er nun, zu sterben in seinem Stuhle
saß,
Da hört' er vor dem Fenster Geschluchz ohn' Unter-
laß.

„Was soll das?“ fragt er leise den Kanzler, „sprich's
mir aus!“ —

„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder
stehn vor'm Haus!“ —

„Herein mit meinen Kindern! — Und war man
mir denn gut?“ —

„Sünd', Herr, zu Kauf' ein Leben: sie kauften
Deins mit Blut!“

Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften
Schritts herein,
Und will ihn nochmals segnen, ihm nochmals nahe
sein.

„Ihr. liebt mich also, Kinder?“ Und Laufend
weinen „Ja!“

Der König hörts, erhebt sich, sieht wie ein Heil'ger da;
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem
Seile stumm,
Thut einen Miß; — es läutet, — und lächelnd
sinkt er um.

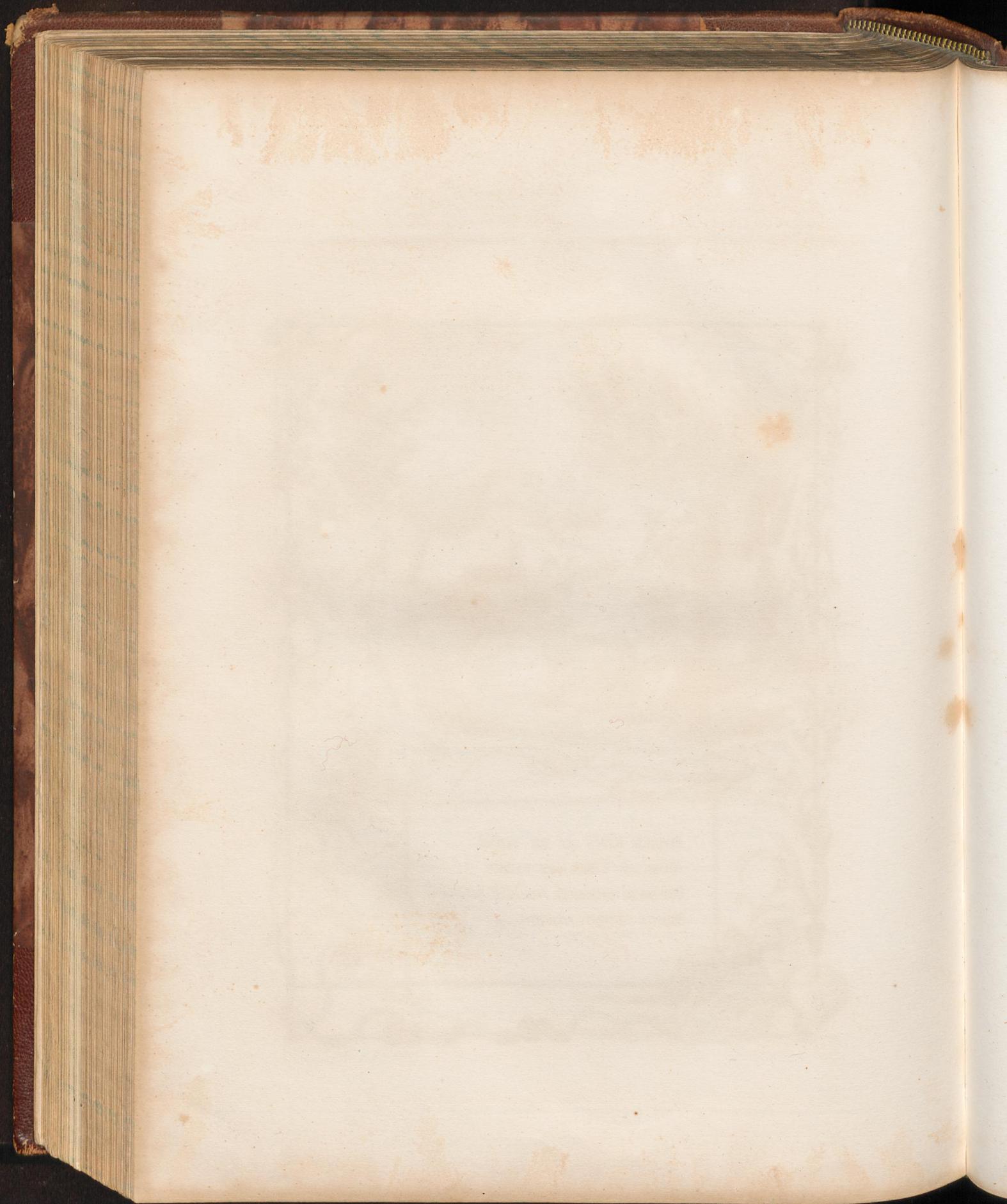
Die drei Zigeuner.

v. Lenau.



gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp.



Nicolaus Lenau.

Die drei Zigeuner.



Die drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Dual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein lustiges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Simbal am Baume hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum erging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flecken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verbracht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schau'n
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Der ewige Jude.



Ich irr' allein in einem öden Thale,
Von Klippenkalt umfarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

XVII. Heft.

Für ernste Wandrer ließ die Unwelt liegen
In diesem Thal verfeinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Tod'gedanken fliegen.

59

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kalten Fesensüssen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß es nicht wecken kann die todt'n Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach' auf, blüh' auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Duälen! Hoffen! Sehnen!

Das Herz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebendigen Liebesglocken,
Die, Wehmuth weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Mir nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt', ich wäre
Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!“
Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Wolf an Wolke brausend zugetragen:
Und weint das Herz, zu seinen jüngsten Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Duellen findend.

Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer,
Sturzbüche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchterverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Lob'sgedanke?
Der Geier muß in einer Nige ducken,
So lang die Klagen das Gebirg durchzucken;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Zahntausendhoch die Lobeswünsche thürmend.

Schon such' ich in den Vergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch gestogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur walbversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich eintritt durch die offene Pforte,
Blickt ich durch's Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gensbart waldberecht zu schlächten,
Sah schweigend und wie sinnend auf Gesächten
Und Jägerstreich seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse puzend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trugen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode trugend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtete:
Ein Herz, das Lieb' und Sorge nicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Noth manch' bunter Schmuck verfüllte,
Viel Heiligenbilder, Braut- und Taufgeschenke
Verzieren blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armuth, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blöße breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirthe suchten ihren Gast zu ehren
Mit berber Kost, mit berben Jägerstücken,
Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
Von Genssen, wie sie felen, Luchsen, Wären.

Der Schütze wies und pries mit seine Stuge,
Mit welcher schon sein Vater einst, der Alte,
Als freister Jung in diesen Bergen knallte;
Mir wies die Frau, was sie besaß am Fuße.

Sie ließ mir kindlich bunten Nitter schauen;
Doch mehr als Klingeln, Perleschnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
 Daß wie ein brechend Auge, das Gepräge
 War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
 Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Wie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerz,
 In all' den reichen kunstgeschmückten Hallen
 So klagend an die Seele mir gefallen,
 Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein, die Kinder schliefen,
 Der Alte murrte den Abendsegen,
 Dann ward es still, vorbei war Sturm und Regen,
 Nur draußen hört' ich noch die Farnen triefen.

Und als ich starrt' auf's mondbestrahlte Bildniß,
 Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
 Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebte,
 Ich war hinausentrückt zur Felsenwildniß.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
 Und Adler sah ich steigen in die Lüfte,
 Die schöne Gemse springen über Klüfte,
 Den Jäger nach im Morgenrothe klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen.
 Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
 Von Berg zu Berg; doch hören es die andern,
 Und lauschen schreckhaft mit gespannten Halsen.

Des tobt'n Thieres zitternde Genossen
 Stehn still, so lang die Widerhalle dauern,
 Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
 Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
 Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
 Daß man die Weide ihnen so verbittert,
 Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
 Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
 Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
 Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
 Mit seinem Raube will davon sich machen,
 Hört er's Geröll von schweren Tritten krachen,
 Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
 Die Föhrenbüscheln, glutverfengten, gleichen;
 Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
 Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!“ mit einer Stimme,
 Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
 Daß fliehend vom Geklipp die Gemsen fallen,
 Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Salkuktenpfade
 Und harret mit hocherhobner Todeswaffe,
 Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe,
 Und seine ausgeschossne Büchse lade.

Indes in seiner Rechten broht die Keule,
 Reißt seine Linse von der Brust die Hülle,
 „Schieß her!“ ruft sein tobdürstendes Gebrülle,
 „Sonn' stirb!“ ruft sein todlezendes Geheule.

Erstannen und Entsetzen überschießern
 Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
 Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pfaster,
 Und in den Lauf treibt er die Kugel bleiern.

Er zielt und schießt auf's Herz dem wilden Recken;
 Doch wie geprallt an eine Felsenwäube,
 So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
 Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der graue Alte,
 Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen,
 Der Schütze hört noch lang' sein fernes Fluchen,
 Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.“

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von Allen
 Kann, unglücklich, nie die Ruhe finden!
 D könnt' ich sterben mit den Morgenwinden
 Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!“

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
 Mein Widerhall, am Felsen festgenagelt!
 Ein Halm auf den es ewig niederhagelt!
 Ein flücht'ger Lichtstrahl in den Stein gemauert!“

„Weh' mir, ich kann des Bilds mich nicht entschlagen
 Wie er um kurze Raß so stehend blickte,
 Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
 Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!“

Und als es stille war im Felsenschlunde,
 Erhob sich schein und sälich zur grausen Stelle,
 Wo seine Kugel traf, der Waidegelle
 Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
 Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
 Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
 Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Liebesfeier.



In ihren bunten Liedern klettert
 Die Lerche selig in die Luft;
 Ein Zübelchor von Sängern schmettert
 Im Walde voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
 Altäre festlich aufgebaut,
 Und all' die tausend Herzen läuten
 Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
 An Leuchtern von Smaragd im Dom;
 Und jede Seele schwillt und mündet
 Hinüber in den Opferstrom.

Der Eichwald.



Ich trat in einen heilig düstern
 Eichwald, da hört' ich leis' und lind
 Ein Wächlein unter Blumen flüstern,
 Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
 Es rauscht der Wald geheimnißvoll,
 Als möcht' er mir was anvertrauen,
 Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
 Was Gottes Liebe sinnt und will!
 Doch schien er plötzlich zu erschrecken
 Von Gottes Näh' — und wurde still.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
 Fast wie ein brechend Auge, das Gevräge
 War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
 Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirthlichen Genossen
 Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer,
 Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
 Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Seemorgen.



Er Morgen frisch, die Winde gut,
 Die Sonne glüht so helle;
 Und brausend geht es durch die Flut.
 Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran:
 Doch wie sie auch sich bäumen,
 Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
 In toller Wähe schäumen:

Das Schiff voll froher Wanderlust
 Zieht fort unaufgehalten,
 Und mächtig wird von seiner Brust
 Der Wogendrang gespalten.

Gewirkt von goldner Strahlenhand
 Aus dem Gespräch der Wogen,
 Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
 Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
 Seh' ich die Flut sich dehnen,
 Die uferlose; mich ergreift
 Ein ungebulbig Sehnen.

Daß ich so lang Euch meiden muß,
 Berg, Wiese, Laub und Blüthe! —
 Da lächelt seinen Morgengruß
 Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht
 Im kalten Wogelärme,
 Wie wohl thut Menschenangeficht
 Mit seiner stillen Wärme!

Vision.



om Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mäh'n und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnpuß,
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stuß.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durch's Land Tyrol, allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schmetternd Wanderlieb,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

Schnell ist der Wolfenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Kaum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Sieht er dem Ross die Sporn,
An den vergessnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Torn.

Am Wege liegt ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg' ragt!
Seitwärtsge wandten finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durch's Land Tyrol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, lebwohl! lebwohl!
Du siehst mich nimmermehr!“

Das letzte Helbengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu. Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundert Neun.

Der Lenz.



a kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunze
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Recken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Längen und Geschwäg,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gefeg.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Himlärmen durch's Gesild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harn;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Kose
Und zieht ihr schmeichelnd fest
Das sanfte Weisichen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gefinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluff,
Und schleudert seine Singrafeten,
Die Lerchen, in die Luft.



Joseph Christian von Bedlis.

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Kunde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Hapsenstreid.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten tobten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Mißschlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen 's Gewehr zur Hand. — —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf lustigen Pferden
Die tobten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. — —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Felscherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'. — —

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhell't den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Kruppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich!“ ist die Parole,
Die Lösung: „Sankt Helena!“ —

Dies ist die große Parade
Im ehseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Karl Egon Ebert.

Der Sänger im Palast.



Ein Sänger tritt, die Harf' im Arme,
Durch das Gewühl des Volks hervor,
Und drängt sich aus dem lauten Schwarme
In des Palastes Säulenthor.

Gehöhlt und bleich sind seine Wangen,
Sein Haar durchschlingt ein grüner Kranz,
Sein grau Gewand mit schwarzen Spangen,
Paßt seltsam auf des Hauses Glanz.

Der Hösling, wie der Edelknabe,
Wißt scheel die klägliche Gestalt,
Die, wie ein Geist entrückt dem Grabe,
Durch die geschmückten Gänge wallt.

Der Schalksnarr ruft mit kind'cher Bosse:
„Gi seht! da kömmt Gevatter Tod!
Kein Herz schlägt morgen mehr im Schlosse,
Und keine Wang' ist morgen roth!“

Den Sänger macht der Spott nicht wirre,
Er lächelt nur ein einzig Mal,
Und schreitet fort und wird nicht irre,
Die Treppen aufwärts in den Saal.

Dort sitzt der König ernst im Throne,
In dunkelpurpurnem Gewand,
Auf stolzem Haupt die goldne Krone,
Das blanke Schlachtschwert in der Hand.

Vor ihm, gebückt in schweren Banden,
Ein Mann, dem Dual im Antlitz liegt,
Einst Herrscher von gewalt'gen Landen,
Jetzt von des Königs Arm besiegt.

Und rings umher in weitem Kreise
Der Räth' und Richter hohe Schaar,
Der Hofmann, Ritter, und der Weise
Im Goldwamms, Panzer und Talar.

Da tritt mit sicherm, muth'gem Gange
Der schlichte Sänger vor den Thron:
„Herr, wollest herden meinem Sange,
Und meiner guten Harfe Ton.“

Der König drauf mit finstern Blicke,
Der flammend schieft nach seinem Feind:
„Ja, singe mir von Falsch und Tücke,
Von Allem, was das Herz verzeint.“

Denn eben will ich schwer mich rächen
An dem, der mir mein Land zerstört,
Ein hartes Urtheil will ich sprechen,
So hart, wie's nie die Welt gehört.“

Der Sänger zu dem König wieder:
„Herr, gern erang' ich Deine Gunst,
Doch kenn' ich keine harten Lieder,
Der Sang ist eine milde Kunst.“

Auch sing' ich nicht vor dieser Menge,
Mein Lied gehört für Dich allein;
Entstehen laß uns dem Gebrange,
Dann mag ich gern Dir willig sein.“

Da hebt der König sich vom Throne,
Er öffnet leis' ein still Gemach,
Er winkt dem schlichtsten Liederhone,
Der folgt ihm rasch und freudig nach.

„Was gönnt der Herr so hohe Rechte
Dem überdeckten Liederhone,
Der nie das Schwert hob im Gefechte,
Der nie im ernsten Rathe sann?“

Gilt mehr ein Lied, als ein Gerichte,
Der Harfner mehr ihm, als der Rath;
Nun denn, so wahl' er solche Wachte,
Und bleibe ohne Rath und That.“

„Der Sänger aber eilt von hinnen,
Schnel steht er wieder vor dem Haus,
Mit seiner Perl' und frohen Sinnen,
Zieht er in's weite Land hinaus.“

So murr't's die Reihen auf und nieder,
Der Saal erdrohnt von dem Gebraus;
Da öffnet sich die Thüre wieder,
Der König tritt bewegt heraus.

Zu seinem Feind mit nassen Blicken
Tritt er in stiller Heiterkeit,
Und löst die Hände ihm vom Nacken,
Die von den Fesseln er befreit.

„Zieh' heim!“ so ruft er, „zieh' in Frieden,
Und denk' an dieses Mannes Sang!
Und geh' Dir einst noch wohl hienieden,
So denk' an dieser Harfe Klang!“

Dann bricht er aus der goldenen Krone
Die größte Perle flugs heraus:
„Nimm hin, o Sänger, dieß zum Lohne,
Und keh' einst wieder in mein Haus!“

Die Perle sei ein Bild der Thräne,
Der Thräne, die mir heut entfloß,
Als sich der Wohlklang Deiner Lone
So lindernd mir in's Herz ergoß.“

Und zu des milden Königs Füßen
Stürzt dankend der befreite Feind,
Der Sänger neigt mit freud'gem Grusen
Sich vor dem König, geht und weint.

Und staunend sehn ihn Alle schweiden,
Und blicken ihn voll Ehrfurcht nach,
Der Höfling selbst muß ihn beneiden,
Der so den Sinn des Königs brach.

Der Schalksnarr kann nun immer schmerzen,
Er beugt sich vor der Gramgestalt,
Er steht mit reuerfulltem Herzen,
Und ehrt des Liebes Hochgewalt.